

JUGEND

MÜNCHEN / 1938 / NR. 17
STADT DER DEUTSCHEN KUNST

SONDERNUMMER: GAU KURMARK

Preis 40 Pfennig



Wilhelm Posoreck, Brandenburg



Geleitwort

FÜR DIE

KURMARK - SONDERNUMMER

DER „JUGEND“

Jahrzehntelang kämpfte der deutsche Osten vergeblich darum, als gleichberechtigt im deutschen Vaterland anerkannt zu werden. Die Träger früherer Regierungssysteme erkannten aber offenbar nicht, welche Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsnotwendigkeiten sich eines Tages dem deutschen Osten ergeben würden. Ihre Interesse wandte sich vorzugsweise anderen Gegenden des deutschen Reiches zu, in denen die deutsche Erde freigiebiger spendete. So konnte man endlich mit Recht von einer „Devastierung des deutschen Ostens“ sprechen. Erst dem Deutschland Adolfs Hitlers ist es vorbehalten geblieben, hier Wandel zu schaffen, und es wäre dringend erforderlich, daß recht viele Deutsche aus anderen Gegenden sich selber einmal von der herben Schönheit des kurmärkischen Landes, seiner Kiefernwälder und Seen überzeugen und Einblick nähmen in die Tätigkeit eines durch generationenlange Kämpfe hart gewordenen Menschen, der auf vorgeschobenem Posten seine Pflicht tut und seine Heimat gerade deshalb um so lieber hat, weil um sie seit Jahrhunderten schwer getungen werden mußte.

Gauleiter und Oberpräsidenten

Kurmark —

Keimzelle des Deutschen Reiches!

Es soll auf diesen Blättern ein Bild des Grenzlandgauen Kurmark vermittelt werden, jener Landschaft, von der kürzlich geschrieben wurde, daß sie die „Keimzelle für die Einheit des Deutschen Reiches“ sei.

Kurmärkische Menschen sprechen hier von ihrer Heimat, Bilder erzählen von der herben Schönheit dieses größten Gaues im Deutschen Vaterlande, Deutsche Geschichte wird aus ihnen lebendig.

Hier wuchs in den Jahrhunderten ein starkes Geschlecht, das zu aller Zeit Bollwerk war und Hüter deutscher Kultur, und das heute in dem von Adolf Hitler geschaffenen Großdeutschen Reiche in nimmermüder Pflichterfüllung auf dem Posten steht!

Scherer,

Gaupropagandaleiter und Landeskulturwalter



Industriewerk (Im Besitz des Führers)

Franz Graf, Hohensaaten

Große Männer der Kurmark

Von Dr. Friede



Friedrich de la Motte Fouqué

Nur wenige wissen, wie reich die Kurmark an Männern ist, die in der Geschichte des deutschen Volkes als Soldaten oder Staatsführer, als Gelehrte oder Künstler, als Erfinder oder als Wirtschaftsführer entscheidend mitgewirkt haben. Wer eine Liste kurmärkischer Lebensbilder aufstellen wollte, käme auf mehr denn anderthalbtausend Namen — und selbst bei strenger Auswahl blieben immer noch gut 400. Die allgemeine deutsche Biographie, die als recht veraltet und einseitig gelten muß, behandelt schon mehr als 150 Persönlichkeiten. So kann ein kurzer Überblick nur den ganzen Reichtum erahnen lassen, der im Manneswerk der Kurmark uns als stolze, bodenständige Überlieferung überkommen ist.

Seit bei Seddin das Königsgrab ausgegraben wurde, wissen wir von der Wirklichkeit des sagenhaften König Sins. Wir wissen auch von vorgeschichtlichen germanischen Großen, denen aus Künstlerhand der Goldschatz zufiel. Es ist kaum noch Wagnis, hinter dem Grafen Iron von Brandenburg und anderen Gestalten aus dem germanischen Sagenut der Kurmark Wirklichkeiten aufzufinden.

Am Beginn der Wiedereindeutung des altgermanischen Siedelraumes im Osten steht der Mann, der dem Lande erste politische Gestalt, schaffendes Landvolk und stützende Wehrkraft, den Namen „Mar“ und das Banner des „Noten

Adlers“ gab: Albrecht der Bär. Entscheidende Gestalt erhielt die Kurmark durch die großen diplomatischen Schatzmeister Otto III. und Johann I., Großsiedler und Städtegründer, die den roten Kar bis weit über Arnswalde und Arnswalde (Deutsch-Krone) hinaustrugen, während im Süden in der Niederlausitz der Wettiner Heinrich der Erlauchte das Land bis Siedlow und Croßjen dem Deutschtum zurückgewann.

Zeiten des Niederbruchs und der Neuformung wirbelten in buntem Kranz fremde Landesherren und streitbare Priester, Gelehrte und Scharlatane, einen

Wegbahner der Naturwissenschaft wie Kunkel und Thuneyser seien nur angedeutet.

Vom Großen Kurfürsten spannt sich über den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. zu Friedrich dem Großen eine neue Welt. Ihnen eroberten Männer wie Gysel van Lier, v. Gaerlem und v. Brenkenhoff die Sumpfniederungen an Elbe, Havel, Rhin, Oder, Warthe und Nege für die Besiedlung. Unter ihnen entsafelten sich in langer Reihe die berühmten Feldobersten und Staatsmänner, die die Kurmarschier unerföpflich dem deutschen Aufstieg zur Verfügung stellten. Selbst der Hof der tollern Markgrafen von Schwedt kam einen Seydlitz stellen. Und wo Trog aufbegehrt, bleibt immer noch das glaubenstarke Lied Paul Gerhards. An der Grenze bekundet sich in Valerius Herberger ebenso starker Volkstammwille wie bei der Karschin, die zusammen mit Gleim und E. v. Kleist des großen Königs Siege feiern.

Als dann rosenkreuzerische Spufgestalten eines Bischofswerder und die Gerschalt der flötenspielerstöcher Wilhelmine Enck von neuem Niedergang künden, steigt aus dem Volk machtvoll gesunder Wille zum Deutschtum auf. In den Pfarrhöfen, so in der innigen Naturliebe eines Schmidt von Werneuchen, oder an den Gutshöfen, so zu Nennhausen bei Fouqué, zu Wiepersdorf bei von Arnim, zu Ziebingen bei Tieck, tritt kämpferische Dichtung neben den Soldaten und



Friedrich August Ludwig von der Marwitz

Zeichnung von Franz Krüger

falschen Waldemar und einen Kaiser Karl IV., die Quignows und den ersten Zollern durchs Land. Der Stadtschreiber von Brandenburg, Engelbert von Wupferwig, hat es uns erzählt, wie ein Heinrich von Antwerpen die Wiedergewinnung der Brandenburg durch König Heinrich geschildert hat.

Im kurmärkischen Ostland vollzog sich zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg sehr schnell die Entfaltung einer neuen kämpferischen Weltanschauung. Sie fand Gestalt in der Staatsführung eines Hans von Küstrin, im dichterischen Rechtsdenken bei Bartholomäus Krüger. Gestalten der frankfurter Universität wie Sabinus Musculus und Zutton, oder erste



Hans Joachim von Ziethen

den Bauern. Ihr heftigster Ränder ist Heinrich von Kleist. Schadow und Schinkel schenken dem Lande den eigenen Kunststil. Leopold von Buch und Alexander von Humboldt erringen der Kurmark die ersten Pläne in der Naturwissenschaft, und ein von Thaer wird Bahnbrecher neuerzeitlicher Landwirtschaft. Noch einmal rechte sich in von der Marwig alt-eingeessenes Volkstum gegen das Zeitalter der Naturwissenschaft und Technik, des Liberalismus und der Verschönerung auf. Weil Bismarck diesem Zeitalter das Gepräge gab, zeigte es dennoch Aufstieg. Wilhelm I., der sich stolz auch immer „Markgraf von Brandenburg“ nannte, führte mit seinen Feldherren die großen Einigungskriege. Dichterische Deuter des kurmärkischen Wirklichkeitsgeistes waren neben vielen anderen W. Alexis und Th. Fontane, als Maler ihr Weggenosse A. v. Menzel. Diesen Wirklichkeitsinn näherte der Erfindergeist W. v. Siemens, ihn weiteten naturwissenschaftlich Selmholtz's Entdeckungen. Ranke und Treitschke schrieben die Geschichte der Zeit.

Aber auch als der Geist der Zerzierung die Kurmark stärker als alles andere deutsche Land zerteilte, vergaßen Männer der Kurmark ihre völkische Verpflichtung nicht. In Mühlberg fand in Baur die Vererbungsforschung und Pflanzenzüchtung ihren Vorkämpfer. In den Rhinower Bergen opferte Lillenthal der fliegerischen Zukunft sein Leben. Ernst Wildenbruch suchte mahnend die Jugend aufzurütteln. Neben dem Marschall von Gindenburg, dessen Geschlecht der Kurmark entsproß, hütet Marschall von Mackensen den Ruhm kurmärkischer Soldaten im Weltkriege.



Adolph Menzel
Studie zu dem Bilde „Die Berlin-Potsdamer Eisenbahn“ 1845

Das Ödland spricht

Von Werner Respondek

*So war ich schon vor vielen tausend Tagen:
In meinem Schoße ruhten Fels und Stein.
Ich trug nicht einen ernteschweren Wagen,
es storb das Korn, vom Wind kaum hergetragen,
nur dürrn Gräsern konnt' ich Mutter sein.*

*Da kam der Mensch, von dem die Winde sagten,
daß er der Nächste sei zum Herrn der Welt,
doch wie auch seine Taten aufwärts ragten,
das Eisen brach, die blanken Pflüge klagten,
und sind beim Werk an Fels und Stein zerschellt.*

*Ich sah der deutschen Menschen große Taten,
Jahrhunderte hindurch die stete Pflicht,
ich weiß um ihren Gang zu hohen Graten,
um ihren Weg zu ewigen Opfersaaten,
um ihren Glauben, den kein Tod zerbricht.*

*Ich sah auch, daß ein großes, graues Sterben
den deutschen Menschen drohend nahe war,
und daß ein Trommler umging, dessen Werben
durch alle Gaue dröhnte, jeden Erben
des Volkes weckend, manches lange Jahr.*

*Der Trommler baute seines Kampfes Zelte
auch eines Tags auf meinem harten Stein,
und als ein Feuer rings die Nacht erhellte,
war's, daß er sagte: „Wo der Pflug zerschellte,
da muß der Glaube alle Taten weih'n!“*

*Und nun sich auf, du Mensch: Kolonnen kommen
marschiert im jungen deutschen Frührotschein!
Die letzten Zweifel sind im Tag verglommen,
aus meinem Herzen wird der Fluch genommen:
Ich werde fruchtbar und gebärend sein!*



Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst



Oderfischer

Wandfällung für ein Wehrmachtsgebäude von Rudolf Grunemann. Jamlitz

Havelberg — Sinnbild von Schicksal und Aufgabe der Kurmark

Von Wilhelm Kogde-Kottenrodt

Das ist die Kurmark: Jahrtausende hindurch war diese Landschaft der Brennpunkt des Lebens und Ringens des nordisch-deutschen Menschen, soweit er sein Gesicht der endlosen östlichen Ebene zuwandte, deren Winde zu ihm hereinbrausten und mit ihnen die hunnisch-tatarischen Völker. Daß die niederdeutsche Heldensage König Hgel um Brandenburg streiten läßt, ist eine letzte Erinnerung an jene Jahrhunderte, da der nordisch-deutsche Mensch hier in hoffnungslos scheinendem Kampf stand. Aber dann blickten die Augen Heinrichs des deutschen Königs und Markgraf Geros, Albrechts des Bären und des Markgrafen Otto der Lange fahlhart über dieses Land; der Große Kurfürst, der Soldatenkönig, der Alte freiz schmiedeten hier schon deutsches Geschick, und nach ihnen der Freiherr von Stein, Scharnhorst und Gneisenau; Bismarck wuchs aus dieser Landschaft empor und ordnete die Völker Europas; Adolf Hitler steht heute in ihr und schaut über die Völker der Erde, wie sie dem Gottesgang durch die Menschheit sich einfügen mögen.

Dort, wo die Havel in großen Windungen den Weg zur Elbe sucht, betten sich zwei Städte schweifterlich in die Landschaft: Werben, schon am Elbstrom, und Havelberg. Aus den Frauarkenbergen raunt es geheimnisvoll zu beiden herüber; die Stimme der Jahrtausende klingt aus ihnen wieder.

Havelberg hat immer den Vorrang behauptet — trotz der Johanniter in Werben. Dessen ist sein Dom der Ausdruck. Vor diesem Dom wird man Schicksal und Aufgabe der Kurmark empfinden wie an wenigen Stätten. Selbst die Dome von Minden und Freckenhorst offenbaren nicht diesen Mut der gedungenen Kraft wie die Turmwand des Havelberger Domes. Ich kenne den „Steffel“ in Wien und den schönsten aller gotischen Türme, den des Freiburger Münsters, ich kenne die herüdernde reiche Fassade des Straßburger Münsters und überhaupt die gotischen Dome fast alle, Ulm und Danzig, Köln und Prag, ich kenne die frühdeutschen von Worms und Soest und Maria-Laach und viele andere. Diese Turmwand in Havelberg behauptet sich

neben allen, von solcher Wucht und Größe ist sie. Schwer, unfassbar breit, kaum gegliedert, wächst sie, aus behauenen felsfeinen geschichtet, empor. Wer mag den Mut zu diesem Baugesanken, zu den flankierenden Türmen aufgebracht haben, die im Bewußtsein ihrer Kraft darauf verzichteten, sich zur Höhe der Mittelwand aufzurecken? Über dem Felsgestein fest sich der Bau in rotem Backstein fort. Da gliedern nun drei romanische Fenster die Wand, und über einem sparsamen Fries ihrer fünf.

Das ist der Trotz eines Geschlechtes, welches sich in der Völkerbrandung behauptet. In Werben weilte mehrfach Ulrike von Kleist, die Schwester des ebenso großen, wie unglücklichen Dichters; der Name der Stadt fehlt in seinen Briefen immer wieder — aber Havelberg wirkt durch sich selbst, durch seinen Dom, der in seinen Schiffen und im „Paradies“ dieses Turmes würdig ist. Dieser Turm, der schon dem Horn der Frau Gerke widerstand, er ist das Symbol jener Geschlechter, welche das von Anbeginn deutsche Land zwischen Elbe und Weichsel zurück-

nahmen; jenes Land, das Dorfahren entglitten war, die die Befehle des Blutes vergeßen hatten.

Heinrich der Löwe wird als der Vorkämpfer und Stürmhoch seiner gewaltigen Landnahme gepriesen. Man bewundert seine Größe und seinen fähnen Blick mit Recht. Aber neben ihm ragt Albrecht der Bär zu gleicher Höhe empor. Er vermochte seinen Zorn, seine Leidenschaft zu bändigen, auch, als der Kaiser ihm tiefstes Weh antat. Vor allen Gedanken dachte er in dem einen: Das Reich. So diente er in umwandelter Treue dem Sachsenkaiser Lothar und hernach dem Schwaberkaiser Konrad. Er sorgte, daß Pommern dem Deutschtum gewonnen wurde. Ihm folgte ein Geschlecht, das auf seinen Wegen vorwärtsschritt und deutsches Blut über die Ober, ja, bis zur Drage führte. Er und sein Geschlecht haben Dauercndes geschaffen; sie schon entschieden, daß die Hauptstadt des Zweiten und des Dritten Reiches an der Spree und nicht an der Donau erwuchs. Es war ein hartes und fähnes Geschlecht, das sie über die Elbe herinführten, diese Ritter und Bauern, Kaufleute und Handwerker aus Flandern und Westfalen, aus dem alten Nordschwabengau um den Saar und aus Franken. Sie erschufen sich diesen Dom als das Symbol ihres Willens und ihrer Tat. Kein gleich mächtiges ist dem Siedlergeschlecht des Mittelalters bis zur Weichsel hin erwachsen. Hier erst ragen dann Sankt Marien in Danzig und die Marienburg an der Voga in ebensolatempergebender Größe empor.

Anführer des Jahres 1225 haben die Gebeine Albrechts des Bären aus der Gruft zu Ballenstedt gerissen und zerstreut. Wir haben in der Kurmark keine Stätte mehr, wo wir des Mannes, der unsere Heimat vor slawischer Überflutung rettete, gedenken könnten, wie man Heinrich des Deutschen Königs in Quedlinburg und Heinrichs des Löwen in Braun-schweig gedenkt. Wenn man eine Gedenkstätte für Albrecht den Bären schaffen will, so wird am Havelberger Dom der Platz sein.

Wie aber kam es, daß man gerade hier den gewaltigen Dom schuf? Wie so viele christliche Kultstätten geht auch diese auf bedeutungsvolle Anfänge in nordisch-deutscher Urzeit zurück. Als der volklich instinkthafte Bischof Otto von Bamberg 1128 zu den Pommern zog — diesmal nicht über das polnische Gnesen, sondern, von Albrecht und Lothar gezwungen, über das deutsche Magdeburg — sah er in Havelberg das fest des wendischen Frühlingsgottes Gerowitz feiern. Vor den Wenden waren die germanischen Semnonen, auch Stammesplitter der Langobarden und aus Jütland, da. Sie sind niemals restlos abgezogen, sondern nur von östlichen Menschen unterwandert worden, mit denen sie dann den wendischen Stamm zeugten. Gleich drüben über der Havel erheben sich

die Kamernschen Berge, die das Heiligtum der Frau Harko, der Göttermutter, bargen. Wie sollte man daran zweifeln, daß in Havelberg immer der Frühlingsgott verehrt wurde, schon so lange, wie sich im Bewußtsein des Nordmenschen der eine Schöpfergott, der Geist ist, in Gottbeiden aufgespalten hatte? Sicher war dieser Berg über der Havel niemals Besitz eines Einzelnen, sondern immer eines Stammes; sicher war er stets einer der ragenden Punkte des heiligen Kultbezirkes der Semnonen, von dem Tacitus erzählt, so, wie der Harkenberg bei Brandenburg, der Thyrberg bei Trempen und die Kamernschen Berge, die früher Zellberge hießen. Darum wollte auch Frau Harko den entstehenden christlichen Dom verschütten. Doch die Schürze riß ihr, und aus dem Sand bauten sich die Rhinower und die Stöllner Berge auf, die man vom „Paradies“ des Domes aus sieht. Sie nahm dann einen Stein auf, den Dom zu zertrümmern. Auch er ging fehl und fiel auf dem Gollenberg bei Stölln nieder. In seinen Kändern sah man noch die Eindrücke ihrer Finger. In den Zellbergen zeigt man heute noch den Frau Harkengrund, in dem die göttliche Frau ihre Herde hütete, d. i. das Wild des Waldes. Ihr Saar wächst dort noch heute an den Wegen im wehenden Fiebergras. Übrigens findet man dort auch eine Köschtlichkeit, den Stechginster oder Gaspeldorn, dessen Schmetterlingsblüten dem Wanderer schon im ersten Vorfrühling golden entgegenleuchten. Frau Harko habe endlich das Land verlassen, indem sie über die Elbe ging; sie sei nach Thüringen abgewandert. So meldet die eine der Sagen. Sie enthält wohl letztes Wissen über den Weg, den die Friggasöhne — das Jungvolk der Semnonen — wählten, als sie in

die ferne zogen, neues Siedlungsland mit stürmender Hand zu nehmen.

Da der östliche Mensch den nordischen Edeling und den Freibauern aus gleichem Blut nur unterwanderte, nicht aber verdrängte, blieb uraltes Wissen bis tief in die christliche Zeit, ja, bis auf die Gegenwart bewahrt. Die Kultstätten der Vorzeit, die immer zugleich Kulturstätten waren, blieben, was sie waren. So bewahrt Havelberg aus der christlichen Zeit das Andenken des Bischofs Johann Wöpelitz, der aus Wilsenau stammte und in Paris und in Prag studiert hatte. Wohl hatte er seine Residenz in der Burg zu Wittstock; doch er wandte seine Fürsorge der Kathedrale seines Sprengels zu. Er war ein kunstfahiger Mann. So entzückt uns denn im Dom die Farbenglut der gotischen Fenster, die nicht oft ihres gleichen findet. Wir bewundern das Maßwerk des Lettners und ergötzen uns an der Derbheit der Plaketten im Chor.

Die Kurmark bleibt trotz aller Wucht, Zartheit, abgründigen Tiefen und des unbeschwerlichen Strebens zu Himmelsböden, deren Zuegen man genügend findet, doch auch das Land des Dietrich Ragelwit, der das Leib- und Magengericht „Erben mit Schweinsobren“ erfand. Von Johann Wöpelitz aber, der 1401 starb, erzählt das Volk, er sei an verborgener Stätte in goldenem Sarg in die Erde gesenkt worden; die Totengräber habe man hingebraht, damit sie nicht den Ort vereraten könnten. Wenn die Havelberger Kinder die in grüner Saat oder in Zwiebeln gefärbten Ofenerien den Berg hinunterrollen lassen, dann rufen sie, nachspringend: „Da liegt der Bischof begraben!“ Sie meinen den Johann Wöpelitz; und doch geht der Sinn dieser Worte viel weiter zurück, in Urzeiten.

Seit dem Dreißigjährigen Krieg weiß man nichts mehr davon, daß Havelberg einst eine Kult- und Kulturstätte des deutschen Ostens war. Die Hamburger Bahn läßt es ebenso wie die Hamburger Reichsstraße seitab liegen. Die Stadt, die noch Verharb von Weimar in ihren Mauern sah, wurde von fremden Kriegsvölkern ganz zerstört. Viele Bürger wanderten aus, darunter auch die Wörkies. So kommt es, daß der Pfarrherr von Kleeversulzbach, der größte Lyriker des Westkalandes, ein Schwabe war, obwohl er einen kurnarkischen, ja Havelberger Namen trägt.

Ein Volk baut an seiner Zukunft, wenn es mit allen Sinnen aus seiner Geschichte lebt. Der Havelberger Dom mit der Wucht und strengen Ordnung seiner Turmwand, mit den Köschtlichkeiten, die er birgt, mit dem Ausblick vom „Paradies“ über die unendliche, blühende Landschaft, der zum Verweilen und Träumen einlädt, mit den raumenden Sagen um seine Höhe, die voll Tiefe und Innigkeit sind, er ist zum Symbol des Märckertums geschaffen, dessen Heimat nicht nur Kur-, sondern auch Grenzmark ist.

Zeltwacht

Von Werner Respondek

*Nun ist es still im Zelt.
Zu meinen Brüdern allen
Ist sich der Schlaf gestellt.
Ich bin auf Wacht gestellt.
Fern ab die Nebel wallen.*

*Die Nacht ist sternenklar.
Im See ist silbern Prangen
und Glitzern wunderbar . . .
— nun weiß ich, worum Jahr
für Jahr die Väter rangen:*

*Denn unser ist dies Land
mit Nächten und mit Tagen.
Wer je auf Zeltwacht stand,
der muß mit Herzensbrand
an seinen Pflichten tragen!*



Walter Bullert, Potsdam

Der Grenzlandgau Kurmark, ein Land alter Musikkultur

Von Kurt Gennemeyer

Nachstehend bringen wir einen Auszug des Frankfurter Kulturpolitikers, der das gleiche Thema in erweiterter Form in seiner Schrift „Musik und Musiker der Ostmark“ behandelt hat.

Schlüsse auf die rege und allem Anschein nach auch vielseitige Musiziertätigkeit unserer germanischen Vorfahren im ererbten Heimatraum der gegenwärtigen Kurmark finden ihre Berechtigung in einer Reihe von Instrumentenfunden.

Sie lassen jene Klänge ahnen, die in dem jahrtausendalten germanischen Kulturland zwischen Weichsel und Oder die Siedlung der Semnonen und Rugier, der Wandalen und Burgunden, der Goten und Gepiden in feierlicher Stunde oder auch bei frohem Tanz ertönten.

Zeugen einer ausgesprochenen Musikkultur bieten die Jahre der Rückwanderung des Deutschtums in das Ostland. Kämpfend und mit dem Liede auf den Lippen nehmen die Ordensritter wieder Besitz von einem Lande, das das Germanentum freiwillig für wenige Jahrhunderte aufgegeben hatte. Es mögen zunächst nur Kampflieder und Mönchsgesänge gewesen sein, die aus dem Munde der ersten deutschen Ostwanderer klangen. Aber es war ein gesundes und lebensvolles Singen, in dem Liede der seelische Raum bereitgehalten wurde. Ordensritter sangen, was sie lebten, und lebten, was sie sangen. Das Kämpferische ihres Lebens, ihres sieghaften Ostzuges

war lebendig geworden im frühen Liede der Kurmark.

Die Lieder der deutschen Ordenskämpfer waren erfüllt von einem ausgeprägten deutschen Glauben. Und wir dürfen die volkliche Kraft dieser Lieder ohne weiteres mit jener vorwärtsdrängenden Gewalt und unerschütterlichen Zuversicht vergleichen, die in den Gesängen lebten und wirkten, mit denen unsere **SL** und **ff** in den Jahren des Kampfes Strafe um Strafe dem Führer eroberten.

Als jedoch dieser Glaube an das Volkstum erstickt wird in den dogmatischen Bindungen der Kirche, verstummt auch hier in der Kurmark mehr und mehr das volkstümliche Element des deutschgläubigen Liedes. Zisterziensermönche und Franziskaner werden allmählich zum Hauptträger der früheren kurmärkischen Musikkultur. Auf einsamen Wanderungen dringen sie in die Dörfer und flecken des deutschen Ostlandes vor.

Und während die Geschichte der Mark Brandenburg und der Lausitz in der kurzen Spanne Zeit von 1171 bis 1300 mehr als 20 Klostergründungen des Zisterzienser-Ordens kennt, ist uns nicht ein einziges wahrhaft volkstümliches Lied dieser mönchischen Kultur überliefert. Gymnen und Sequenzen, die das Zeitalter der sächsisch-salischen Kaiser besonders bevorzugt, Litaneien und Tropen haben in ihrer seelischen Wesensfremdheit den deutschen Menschen im Lebensraum der

Kurmark nie völlig zu ergreifen vermocht. Wir dürfen dabei aber auch nicht vergessen, daß die Wesensfremdheit dieser klösterlichen Kultur, die neben dem geprägten Wort am intensivsten durch die Macht der Klänge die deutsche Seele zu fesseln versuchte, der deutschen Volkswerbung nahezu zwei Jahrtausende hemmend im Wege stand und den bis in unsere Zeit nachwirkenden Keim legte zu den fast tausendjährigen Auseinandersetzungen um den deutschen Osten.

Daneben aber fließt unaufhörlich der breite Strom volkstümlichen Singens. Das fühlt sich nicht gebunden an die fremden und strengen Formen kirchlicher Musik. Wie in alter germanischer Zeit kommen fahrende Spielleute aus dem Innern des Reiches und künden von den Taten Kühner Helden. In den Ordensburgen und drinnen in den reichen Städten wechseln Hörnerklang und Saitenspiel mit Harfenton und Posaemenschall. In den Dörfern erwachen Flötenspiel und Schalmeienklang, Hackbrett und Bauernfidel zu kräftigem Leben, das im frohen Tanz zu den Tönen der Trompetengeige seine schönsten feste feierte.

Auf diesem Boden erblühte dann jene musikalische Hochzeit unserer Kurmark, deren Schöpfertum vom Zeitalter der Reformation herüberreicht bis in unsere Tage. Und die Kurmark darf sich rühmen, tatkräftiger Helfer in der Schaffung einer das ganze Volk erfassenden

Kunst gewesen zu sein. Zu ihren frühesten Vorämpfern gehört Martin Agricola, der am 6. Januar 1486 als Sohn des Schwiebers Bauern Sore geboren wurde und als einer der bedeutendsten Musiktheoretiker seiner Zeit in Magdeburg starb.

Man hatte lange Zeit vergessen, daß die künftige Bauhauptstadt Frankfurt an der Oder musikalisch bereits in jenen Tagen als ein deutsches Kulturzentrum angesprochen worden ist, dessen Einfluß weit über die kurmärkischen Grenzen, über die Grenzen des Reiches bis nach Frankreich und Italien gedungen ist. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war Frankfurt an der Oder für die von Fürsten und adligen Herren verordneten Lautenisten die Hauptquelle ihrer modernsten Musikliteratur geworden. In der klaren Erkenntnis der Bedeutung einer aus deutschem Wesen erstandenen Lautenmusik hatte sich der Frankfurter Universitätsdrucker Eichhorn frühzeitig auf den Verlag und den Druck wertvoller Lautentabulaturen eingestellt, Drucke, die man — in unserer Auffassung gesprochen — als eine frühe Art deutscher Lautenpartituren werten kann. Und es spricht für die außerordentliche Reife dieser kurmärkischen Musikkultur, wenn sie ihre größten Erfolge gerade in der Zeit eringen konnte, in der — wirtschaftsgeschichtlich betrachtet — das alte Frankfurt an der Oder eines der traurigsten Jahrhunderte angetreten hatte. Und so finden sich denn in jenen Jahren die berühmtesten Meister der deutschen Lautenmusik in Frankfurt. Mancher von ihnen, wie der aus Elbing stammende Benedict von Drusina, wird hier seinen Studien nachgegangen sein. Der andere große Meister, dessen Name in jedem musikalischen Nachschlagewerk mit dem Namen der Stadt Frankfurt verknüpft ist, war der Ostpreuße Matthäus Weißel, dessen künstlerisches Leben Auswirkungen auf das zeitgenössische und spätere Lautenspielen in ganz Europa gebracht hat. Die Verbreitung der Eichhorn'schen Weißel- und Drusina-Drucke deckt aber zugleich auch jene Kulturstrahlen auf, die von Preußen nach Deutschland führten und deren Ausgangspunkt das alte kurmärkische Kulturzentrum Frankfurt gewesen ist. Und sie gibt weiter zu verstehen, daß an der Erforschung der einzelnen deutschen Landschaften und ihres Lebens immer wieder die untrennbaren inneren Zusammenhänge mit dem großen gesamtdeutschen Kulturkreise deutlich werden, zu jenem Kreise völkischen Lebens, der durch keine vertraglich bestimmten oder diktierten Grenzbeziehungen einzuzwängen ist.

Wenn man einen kurzgefaßten Abriss kurmärkischer Musikkultur zeichnet, wird man auch nicht vorübergehen an jenem fleißigen Kantor Bartholomäus Ge-

lius, der in Frankfurt eine Evangelienkunst pflegte, die in Johann Sebastian Bachs Passionsmusiken ihre höchste künstlerische Vollendung fand und in der wir zugleich auch das erste protestantische Beispiel einer aus den geistlichen Mysterienspielen des Mittelalters hervorgegangenen Kunstgattung erkennen. Aus Guben stammte weiter der bedeutende Johann Crüger, mit dem nur dem Namen nach der zu Finsterwalde geborene Panfraz Crüger die Verwandt ist, von dessen Kampf gegen die Solmisation der berühmte Sambur-

ger Musikschreifteller Mattheson zu berichten weiß. In diese Reihe kurmärkischer Musiker gehören schließlich auch der in die allgemeine Musikgeschichte eingegangene Schöpfer formidabler Studentenmusiken Adam Krieger aus Driesen, der gleichzeitig den Ehrennamen eines „Schubert des Barock“ verdient, wie der Fraußädter Melchior Teschner, der manche Weise seines Landmannes Valerius Zerberger vertonte, in Melobien, die sich durch die Kraft ihrer Volkstümlichkeit bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Und man wird in diesem Zusammenhange weiter auf die alte kurmärkische Chorpfeife hinweisen, die bereits im 16. Jahrhundert im „Convivium musicum“ des Frankfurter Universitätsprofessors Willihusius einen frühen Vorläufer der am Anfang des 19. Jahrhunderts von dem Goethefreunde Zelter begründeten und in der Kurmark lebhaft geförderten Liebertafel gefunden hatte. Erwähnenswert bleibt hier auch die dortige Betätigung, die Philipp Emanuel Bach, der Sohn des großen Thomasbachers, als junger Student der Rechte in Frankfurt ausübte. Wie einst Michael Prätorius fand auch er weniger Gefallen an der trockenen Wissenschaft auf der Viadrina, als an einem frischen und freien Musizieren im Kreise gleichgestimmter Kameraden. Und es spricht für die Sangesfreudigkeit des Kurmärkers, wenn man weiter vermerkt, daß Sachs's Berliner Singakademie schon 1806 in Küstrin einen kleinen Nachfolger fand, dem sich neun Jahre später die Frankfurter Singakademie anschloß.

Es ist unmöglich, in diesen wenigen Zeilen auch nur summarisch all die Namen aufzuführen, deren Träger durch die Macht ihres Schöpferertums Zeugnis ablegten von der singenden, klingenden Seele des kurmärkischen Menschen. Zu allen Zeiten haben große und kleine Meister im Reiche der Töne den Kulturwillen der Kurmark durch die künstlerische Tat zum Ausdruck gebracht.

Es mag symbolisch sein für die zukunftsweisende Aufgabe der Kurmark, daß unser Heimatgau in Herbert Windt aus Senftenberg einen der erfolgreichsten und begabtesten Meister der neuen Kunstform der Filmmusik hervorbrachte, und daß der erste Präsident der Reichsmusikkammer des nationalsozialistischen Deutschlands, Prof. Dr. Peter Kaabe, ein Sohn Frankfurts ist. In diesen beiden Kurmärkern fand der arbeitsvergehung Kulturwille der erwarteten unvergänglichen Geisteskraft des deutschen Grenzgaues im Osten ihren Ausdruck. Ihr Werk künDET von unserem Glauben, der der deutschen Kraft und Schönheit gilt, von dem Glauben an die Nation, von dem unerschütterlichen Glauben der Kurmark an unser Drittes Reich und in ihm an das ewige Deutschland.



P n ö d i g t.—Schneidemißl

Sinnende Sonnengedanken

Isola Luise Dresler-Schember

Lachende Daseinsfreude,
Stürmender Tatendrang
Schmieden ein kraftvolles Zeute,
Lösen den härtesten Zwang,
Sinnende Sonnengedanken
Türmen der Zukunft Bau
Zoch über zeitliche Schranken
In der Unendlichkeit Blau.



Eisbahn am Kiltz in Potsdam

Otto Heinrich, Potsdam

Ostfeste an der Oder

Frankfurt/Oder — die alte Handels- und Hansestadt und künftige Bauhauptstadt

Von Dr. Rudolf Ehrhardt

Noch vor hundert Jahren war die Oberstadt Frankfurt eine Messestadt vom Range Leipzigs, und der eiserne Fisch an der Stange des Kathausgiebels weist noch heute auf den Spring, der Macht und Blüte des Ostfehandels in hanfsicher Zeit begründen half. Der Platz, an dem die Stadt wohl um 1200 herum entstand, war gut ausgewählt. Die Verkehrsachsen des Mittelalters, Nord—Süd und West—Ost, werden noch heute von Schnelltriebwagen, Dampfzügen und Kraftwagen befahren. Die erweiterte Stadtanlage von 1283 war bereits so groß, so neuzeitlich und geradlinig, daß selbst unser starker Verkehr von heute in dem fast unveränderten Grundriß der Altstadt Platz findet. Wenn wir heute die größte Backsteinkirche der Kurmark, die mit Recht Dom genannt werden kann, und eins der schönsten deutschen Kathäuser in seiner Großzügigkeit bewundern, so geht uns eine Vorstellung von dem Geist, aber auch von der Wirtschaftskraft und dem Reichtum auf, die damals in Frankfurt solche Werke entstehen ließen. Ihr Ursprung lag in der Begegnung zwischen

Breslau und Stettin, die jahrhundertlang ein Kultur- und Wirtschaftszentrum bildeten. Frankfurt ist ein Beispiel dafür, daß Namen und Wahrzeichen die Jahrhunderte überdauern und Bauten ältester gotischer Zeit sich wieder mit neuem Leben füllen.

Aber Frankfurt war immer auch Bollwerk, Brückenkopf und feste Stadt — und mußte es sein. Es hat mit seinen starken Mauern und fünfzig Türmen den Polen, den Russen und einem Deutschen Kaiser getrotzt, hat Kämpfe Gustav Adolfs und Friedrichs des Großen gesehen. Seine Regimenter bewahren große Erinnerungen; auch Moltke hat als junger Offizier Jahre der Arbeit hier verbracht. Frankfurt war nicht nur eine friedliche Handelsstadt, der Reichtümer ohne Kampf und Sorge ausfließen, es war stets eine wehrhafte Stadt, die aus gutem Grunde mit kurfürstlichen Sonderrechten bedacht wurde. Denn hier ist die Schwelle zur „Neuen Mark“ jenseits der Oder, das brandenburgische Vorkerk nach Osten.

Und die Kultur und ihre Entwicklung im alten Frankfurt? Wenn es uns nicht schon die baulichen Zeugen sagten, voran die Marienkirche und die wundervolle Gerichtsaläule, welch hoher kultureller Stand hier seit jeher zu Hause war, wir würden es der Tatsache entnehmen, daß Frankfurt seit 300 Jahren die furmännliche Landesuniversität in seinen Mauern beherbergt hat, bis es sie an Berlin abgeben mußte. Kein geringerer als Ulrich von Hutten steht am Anfange von Frankfurts Universitätsgeschichte, und fast an ihrem Ende finden wir den großen Schicksalsdichter und größten Sohn der Oberstadt: Heinrich von Kleist. Ein Kranz erlauchter Namen, eine Reihe schöner klassischer und barocker Bauten, unter ihnen das Stadttheater und das heutige Oberlandmuseum, sprechen zu uns von der hohen Kultur alter Geschlechter dieser Stadt.

So ist Frankfurts Boden wohl bereitet, um abermals eine Sendung zu übernehmen. Das furmännliche Verkehrs- und Wirtschaftszentrum, der wehrhafte Brückenkopf und der geistige Mittelpunkt

der östlichen Kurmark rüft sich Gauhauptstadt der Kurmark zu werden. Nachdem Frankfurt im alten Preußen schon sich damit abzufinden schien, ruhiger Etappenort zwischen Berlin und Posen zu sein, nachdem es seit Versailles

wieder wachgerufen war als Vorort östlichen Grenzlandes, wird es nun seiner uralten, ersten Bestimmung zurückgegeben. Seltener sind einer Stadt so große Möglichkeiten neuen Aufstieges eröffnet worden — seltener aber auch war solche Pflicht zur

Leistung mit ehrendem Rufe verbunden. Und ganz selten ist es wohl, daß gleichsam der Ring der Geschichte sich schließt und absteigende Geschichte da weitergebaut wird, wo Ahn und Urahn schon am Werke waren!

Die Hutten-Universität zu Frankfurt/Oder

Von Kurt Eggers

Frankfurt an der Oder ist zu allen Zeiten eine feste Burg nordischen Geistes und germanischen Kampfwillens gewesen, schon von dem Tage an, an dem Leute der Koloniatoren hier an diesem wichtigen Ausfallort nach Osten Besestigungen, Wehre und Wälle errichteten. Hier strömten die besten nordischen und unternehmungsfreudigen Menschen zusammen, so daß schon im Jahre 1253 eine Stadt aufblühte, die sehr bald eine Kämpferin des unbeeuglichen deutschen Lebenswillens wurde.

Da Frankfurt bald zum Inbegriff des gesamten wehrhaften deutschen Ostens wurde, regte der freiheitliche und welt-offene kurnürkische Kanzler, Eitelwolf von Stein, einer der großzügigsten Förderer des Ulrich von Hutten, beim Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg die Gründung einer Universität an. Schon im Frühjahr 1506 konnte die neue Universität ihre Tore öffnen. Der Name Eitelwolf vom Stein, dem der Ruf eines Feindes aller Dunkelmännerei vorausging, zog die der jungen Lehre des Humanismus anhängenden Studenten aus allen deutschen Gauen in die Hörsäle der Universität, von der man hoffte, daß sie ein Bollwerk des freien Geistes werden würde. Kurfürst Joachim hatte die nötigen Mittel bereitgestellt, namhafte Lehrer wie vor allem Kungia und Khagius für Frankfurt zu verpflichten.

Die Universität nahm einen sehr raschen Aufstieg. — Eines Tages machte sich auch Ulrich von Hutten, der zuletzt in Erfurt in den Reihen der Humanisten stand, auf den Weg, um nach Frankfurt zu wandern.

Mit offenem Herzen ist er damals durch die noch sehr unbekannte und sehr oft verportete Mark Brandenburg gepilgert und ist von der herben Schönheit dieses Landes tief beeindruckt worden. In Frankfurt zog ihn besonders der freimütige Khagius an, der sich offen hinstellte und von der deutschen Tot, der Tot der Herzen und der Seelen sprach, der den Mut hatte, vom endlichen Sieg des freiheitlichen Geistes über alle Barbarei und Pfaffenhochmut zu künden. Gerade diesem Lehrer schloß sich

Hutten besonders eng an. In Frankfurt war es, wo Hutten vor der „Arztien-fakultät“ zum Bakkalaureus promoviert wurde. Allerdings hat Hutten von diesem akademischen Grad später niemals Gebrauch gemacht. Die Monate in Frankfurt ge-

hörten zu den glücklichsten des ganzen Lebens dieses von allen Mächten der Finsternis behegten deutschen Revolutionärs. Oern, so versichert Hutten, wäre er längere Zeit in Frankfurt geblieben, wenn ihn nicht zwei Gründe benommen hätten, die Mauer dieser lebendigen Stadt des deutschen Ostens zu verlassen. Der erste Grund war, daß sein verehrter Lehrer Khagius an die Leipziger Universität übersiedelte, der zweite Grund lag in der plötzlichen Überschwemmung der freiheitlichen Lehrstühle durch die schnell aufmerksam gewordenen Dunkelmänner, die in Scharen nach Frankfurt zogen, um das soeben entfachte Feuer des Humanismus zu erlöchen.

Selbst Eitelwolf vom Stein war nicht mehr imstande, die junge Hochschule von dem sich breitmachenden Ungeist zu säubern: Frankfurter Universität entwickelte sich zu einer feste des Katholizismus!

Erst im Verlauf der Reformation, vor allem aber durch die Tatkraft des Großen Kurfürsten wurde die Universität Frankfurt wieder jene wahrhaft deutsche Hochschule der freien Wissenschaft.

Ulrich von Hutten hat während seiner Frankfurter Zeit, an die er stets mit Dankbarkeit zurückgedacht hat, vor allem die starken Eindrücke erhalten, die er in seinen ersten mutigen Schritten für die deutsche Freiheit niederlegte.

„Die Lügen wolln wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab.
Die war verfinstert und gedämpft,
Gott geb dem Heil, der bei mir kämpft.
Ich hoff, daß das manch Ritter tu,
Manch Graf, manch Edelmann dazu,
Manch Bürger, der in seiner Stadt,
Hierin auch groß Beschwernis hat.
Auf daß ich nit anheb umsunst.
Wohlauf, wir haben Gottes Gunt!
Wer wollt jetzt bleiben noch daheim?
Ich hab's gewagt! Das ist mein Neim!“

POTSDAM

Von Günther L. Barthel

*Im Achterwind gleiten
Die Kähne die Havel hinab.
Die Möven umflattern
Die Helden im erzenen Kleid.
Das Schwanengesdrei
Am Abend herauf und herab
An den Brücken
Vergangener Zeit . . .*

*Das Glockenspiel hämmert
Mit silbernem Schlag durch das Jahr.
Die Märsche der alten Paraden
Sind noch in der Luft.
Der Ruhm alter Fahnen
Umwittert den Tod wunderbar.
Wenn am Sarge Friedrichs
Die ewige Wache
Uns ruft . . .*



Walter Bullert, Potsdam



Fohlen und Esel

Bronce-Gruppe für einen Brunnen

Der Zauberkünstler

Von Gustav Schüler

Hier erzählt der in Bad Freienwalde/Dder lebende kumärische Epiker und erste Träger des kumärischen Schrifttumspreises:

Durch die Besinnlichkeit des Dämmers, das über einem kleinen, abgeschiedenen Dorfe die Hände zum Beschluß faltete, gelst mit einem Male eine Trompete mit einem so verfinsterten Scheitel, als müßte ein verwegenes Reich, jenseits allen Begreifens aus dem Schlafe gelassen werden. Entsetzt fahren die hartschaligen Bauernherzen aus ihren Abendhütten. Torwege, Türen und Fenster bekleiden sich mit erstaunten Gesichtern. Die Trompete fährt wieder empor mit noch tiefer gefährdeter, bedrückender Gewalt. Und eine Menschen-

stimme, umgürtet mit den Schauern des sitbenden Reiches, redet feierlich Runen. Jede Silbe ist mit solchem Gewicht beladen, als gelte es, zwei Welten, die auseinander losrennen, wieder in Gesichtsform zu bringen. Glühend, rachwölkend, aber doch von hellen flammen! Etwas emporgehoben, wie sorglich getragene Eierkörbe, die eine ganz neue Art verewigen sollen. Wohl Worte, die man schon gehört hat, aber so mit abenteuerlich fremder Halskrause und flirrendem Stoßregen, so mit verwischener Majestät... Das aber kündeten sie:

„Heute abend s Uhr findet im Saale des Herrn Piephake hier selbst eine Jala-vorstellung über Majie (ganz deutlich ein

geheimnisvolles „i“) und Zauberattraktionie statt. Noch niemals dagesewen! Hochverehrtes Publikum wird sehen Eier kommen und vergehen, Kühner werden legen, wo sonst nicht, und ein Zahn wird von der Zukunft sagen. Jedermann kann wissen von Geirat und glückliche Erbschaft. Alles für zwei Groschen, für 20 Pfennig die Person. Große Extravorstellung!“

Die Stimme verbrodelte nach dem letzten Wort, obschon sonst zu einer lichtumwogten Leiter emporgehoben, zu einem wellen, Kartoffelkochenden Geräusch. Dann gings weiter. Von drei Punkten aus wurde das Dorf angegriffen. Wieder schauerte sich die Trompete ins Geisterreich und Erstaunen schleuderte fast Rinn-

backenkrämpfe in die emporstarrenden Gesichter der Dorfkinde. Jedemal genau dieselben Worte, meistlich hinaufgeführt bis zur Funfelgewalt des letzten großgemimmten Wortes, das die Priesterbinde des Unerbortes um die Stirne hatte. Am Tisch an der Schmiede war das letzte Anpochen an die schlafenden Gewissen. Der alte Schmied in seiner zeitlosen Leberbürg, die sich ausnahm wie die salzige Schenkverkleidung eines uralten Elefantens, sagte nichts als: „Doa loopen wie henn!“

Und sie gingen fast alle. Auch Großmutter Spökenkier, die ganz am anderen Ende des Dorfes wohnt, wackelte hinüber. In der Kasse saß der „Gehilse“ des Zaubermannes. Ein wunderlicher Seeliger von der Landstraße. Mit spitzbühlerischer Leichtigkeit trug er seine irdische Külle, die jedes Sächchen abgeworfen hatte. Er war bekleidet wie Pergament und konnte ebenso gut einunddreißig wie neun- undsechzig Jahre alt sein. Seine Bekleidungsstücke hatten auf dem Karneval des Lebens ihre Rolle ausgespielt und sich nun bei ihm in freischwebender Vermengung zusammengefunden. Ein gelblich gewesener, umfanglicher Schoßrock tänzelte auf einer buntdelblumten weißen Weste mit rasend betontem Auschnitt. Und darunter sproßelten Feinkleider vom ischattigsten Blau und derartigsten Ausmaßen, daß selbst der unbedenkliche Gehilse Jahre gebraucht hatte, bis er sie nicht mehr sah.

Dieser Gehilse, von dem auch der wunderliche und unruhige Duft eines Seiligen aufzanzelte, saß an der schmalen Kasse, die aus einem Teller mit angefreisenen Rändern bestand und nahm ein. „Ni ch drängeln! Kommen alle ran!“ war sein ständig gemurmelter Tiefsein. Diesen beschwichtigenden und besuerenden Hinweis sagte er aber ebenso gut zu den leeren Wänden wie zu einer einwogenden Menschenwelle, die aber selten kam. Auf dem Teller lagen zwei Wechselgeldchen als Wackelstücke aus dem letzten Abenduntergang. „Nimmer ein, meine Herrschaften! Vons Draußenbleiben ist noch keener nicht geseit geworden!“ Daß sie bisher wirklich nicht geseit geworden waren, sagten die ewig erkaunten, festgefrorenen Gesichter.

Der Saal des Herrn Piepkake wurde voll. Den Taufnamen „Saal“ wollen die ewigen Götter dem Zaubermann nicht weiter anrechnen. Es ging los. An einem Tische stand der „Meister“. Sein Gehilse hatte sich indes von der Kasse gelöst und brachte neben anderen Fundamenten der Zauberei zwei Zühner und einen unfählich tiefinnigen Zahn in Ordnung. Nach einer kleinen, ziemlich verwirbelten Anrede an die inneren Teile der Hörer ging der Meister ans Werk. Zunächst hatte er sein wunderliches Tun mit Karten. Vom Gehilfen, der inzwischen weiße Handschuhe übergetan hatte, die von ihrer Grundfarbe leichtfertig und

verwegen abwichen, ließ er sich das ganze Zaubergehärt zureichen. Er selbst war in feierliches Schwarz gehüllt. Der Vergänglichkeitsgedanke alles Irdischen hatte seine Nachdenklichkeiten darüberhin geperrt. Besonders die „Arbeitsfläden“, nämlich die Ärmel und Stellen an der Brust, über die er des öfteren zaubernd und besändignd hinreichend mußte, waren mit dem Hochglanz der Pflicht überhaucht.

Nachdem nun die Karten ihre Tänze und Zauberpferge unter dem „O—“ und „J—h—h“ und „Dunderschock noch eens!“ der übermächtigen Zuschauer vollführt hatten, nahm die behandschuhte Hand des Gehilfen das gebuldegebücte weiße Zahn, dem das gewaltsam gegipfelte Eierlegen am nächsten war. Der Meister sagte es, daß es ihm am nächsten wäre. Und gewiß war es so, denn der Kamm dieses ungeligen Zahnleins flackerte prophetisch im Schrammen des Eiersturms. Der Meister bestrich nun den Schnabel und die schicklich-geprüfte Unterseite des Zahns geheimnisvoll, in schönem Wahnsinn rasend, gleichsam unter dem Anhauch des Zaubersturmes, der über ihm war. Und dann wurde ein schwarzes Tuch über das Opfer gebreitet. Geheimnisvolle Worte murmelte der Meister. Seine Augen brannten im Feuer der Sendung. Dann kam das aufgeschleuderte Wechselwort: „Die Eier kommen, hochverehrtes Publikum!“ Und Ei um Ei von gläubig ansiehendem Illusionen holte er hervor.

Mutter Spökenkier seufzte: „Ei, Kief es doa!“ und dachte an ihre schicklichhaft versiegelten Kernen und sagte dann noch:

„Wenn F man bloß miene Brille hädde.“

„Jetzt ein grünes!“ rief der Meister. Und das grüne kam! Das grün abgekommene Zahn söhnte förmlich vor Entzücken oder Verzweiflung.

„Ein schwarzes!“ — und das schwarze kam!

„Ein rotes!“ — Und ein — grünes kam!

Das Zahn hatte sich verlegt! Der Gehilse legte die Handschuhe übereinander. Der Meister schalt das unbötmäßige Zahn und forderte es auf. Das Zahn machte noch einige schwache und ergebnislose Legerversuche.

„Es kann nicht mehr“, meinte der Meister und nahm das Tuch hoch. Der Gehilse aber griff mit unendlich trüber schmerzlicher Bestie mit seinen Handschuhen auf den Tisch, wischte etwas fort und schnippte es mit unfählich verwelkter Bewegung mitten ins Publikum. Der damit Betroffene bestätigte die Sendung mit einer Bemerkung, die der Feierlichkeit des Augenblicks wenig entsprach.

Das weiße Zahn mit der schönen Schlußbemerkung wurde in Ruhe gefetzt und das schwarze hervorgeholt.

„Sie legt Eier, von was man will!“ führte es der geschicktskundige Meister in die Welt des Piepkakes Saales ein. Das Zahn wurde auch mit dem Mantel

des Schweigens zugedeckt und der Meister machte über dem Tuch die Watschfelbewegung einer innerlich verurteilten Ente, grübelte „Waa— waa— waa—“, fasste unters Tuch, holte ein richtiggehendes Entene hervor. Ein einziges „O—ah—“ wölkte über dem Saale. Sodann machte der Meister die geheimnisvolltuschelnde Lippenbewegung einer eierlegenden Gans. (Man muß dazu die beinahe vernünftigen Zauberbewegungen einer eierlegenden Gans gesehen haben!) Die arme Ganne, deren Einzimmer mit Wohnküche plötzlich eine große s-Zimmerwohnung darstellen sollte, söhnte wie ein Möbelmann unter einer Kiste mit herausstehenden Nägeln. Sie ächzte geradezu grausam. Dann fiel sie nach der furchtbaren Leistung wie ein leerer Schlauch zusammen. Der Meister holte das Gänse ei hervor und lächelte wie ein Sieger, und sein Gehilse streckte die Rechte weit vor sich als ins Publikum hinein, erschauernd vor Andacht. Dann legte die schwarze Wunderherne noch ein Sperlings ei, lästlich und wie hinspielend über Regenbogen legte sie es. Und zuletzt ein Wöndei, rätselhaft und unerforschlich wie das Schicksal.

Da rief eine Stimme aus dem letzten Dunkel des Saales:

„An nu noch een Krofodillen-Ei!“

Der Gehilse murrete sich in zurechtweifernder Haltung und der Meister fuhrte einen feiner großen Kammblitz auf den fürzwingling: „Dett klanntest dir alleine legen!“

Das Publikum geriet in die gewünschte Zaubersimmung. Es war Atmosphäre im Saale! Nun kam der Zahn! Die abgeblätterte, eingangs gebührend gefeierte Trompete wurde geradezu mehrheitlich geflufen, um den Zahn aufzuschwaden. Denn



M.O.
Moltman

„Hören Sie sich morgen im Radio die Vortrag: „Drei Jahre unter Wilden aus Bestien an!“

„Kein Interesse! Ich hause seit zwanzig Jahren mit Frau und Schwiegermutter zusammen!“

er sollte Fragen beantworten. Dunkel wie das Schicksal stand er da. Er rechnete und ihm wahrzagerte wie der Gere zu Endor. Hinterlistige Fragen wurden ihm zugeworfen. Er trampelte, machte mit den Flügeln predigende Bewegungen und gab mit Bücken und Scharren die Antwort. Nur reden konnte er nicht. Aber die nickenden Zusicherungen des vor Geist truppig aussehenden Hahns und die fürmischen Scharbewegungen waren ein Gänsewirken aus dem siebenten Reiche. Wie schon angedeutet, hatte der Hahn ganz das Aussehen der großen Propheten, die weder in ihrem Vaterlande noch vor der ehrsüchtigen Welt etwas gelten. Sein Gefieder war von der schier grimmigen Wissenshelle, mit der sein Meister ihn Abend für Abend behing, an Fülle und Prunk gar dürftig geworden. Wie konnten auch die Federn in ihrer lärmlosen Einsalt zu wachsen wagen, wenn ihr Träger so die Grenzen alles Gefiedereten sprengte?

Es dursteten aus dem Publikum Fragen gestellt werden. Alles vorwitzige Pochen an der Zukunftstür nach Lotteriegewinnen erledigte er mit „Ja!“ Als ob er aber bei diesem gehäuften „Ja“ unter unausweichlichen inneren Pressungen stände, warf er jedesmal den Hinterbau seines Leibes verächtlich beiseite. Er war eben nur noch Prophet, den die dunkeln Behürdungen des Fleisches unmutig machten.

Ein Fürwitzling fragte dann, ob Mutter Spökenkicker ihre Brille wiederfinden würde. (Sie hielt nämlich mit ihrer verlorenen Brille schon tagelang das ganze Dorf in Unruhe und Flucht.) Den Hahn ersafste die ganze Erdentrauer dieser Frage und er hatte nichts als ein dumpfes „Nein!“

Die Spökenkickerische bröckelte wurzellos in den Saale:

„Denn hett si doch de olle Loise!“

Loise war die Dorfdiebin, die nur Mühlsteine und heiße Eisen liegen ließ, eine ewig bestürzte, verheulte Niedertracht, die sofort jedem entgegenwachte, daß sie es nicht gewesen wäre! Dann kamen noch einige verfläckerete Fragen aus der Herrensgeographie. Der Hahn,

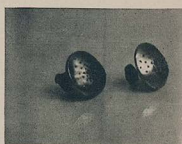


Holzgeschnitzter Erker

Heinrich L. Diets, Potsdam

gar zu sehr vom eigenen inneren Gedränge mit der weißen und der schwarzen Zenne verwölkt, vertaperte sich in lauter „Nein“, also, daß sämtliche Auguste ihre sämtlichen Karlinien nicht bekämen. Keiner konnte sich der eisigen Klarheit dieses Schicksalspruches entziehen bis auf den einen August, ein scharfgezahntes Frühlingsschwert, der also unbeschwert die Summe seiner Verbinderung zog: „Na, denn nich, liebe Tante!“

Mit diesem eindeutigen Verzicht, der reichlichen Widerhall fand, legte auch der orafelmüde Hahn seinen Prophetenbart zur Ruhe. Er schüttelte den Kopf sehr heftig, lupfte einen Flügel und gab ein krähenes Geräusch von sich, als wenn ein Deckel von einem Topfe abreucht. Der Meister verkündete, daß die heutige Vorstellung hiermit zu Ende sei. Das große Staunen aber verstickerte leise im mahlenden Abzugsgetrampel.



Granulation, Ringe und Ohrringe

Von B. Kampmann, Groß-Machnow

Ordnung Götter? Dann: KAFFEE HAG

Vorzüglich und preiswert speisen Sie

in GEISEL'S neuen

EXCELSIOR GASTSTÄTTEN

Auswahlreiche Menus zu RM 1.50 / Löwenbräu-Biere vom Faß



Qualitätsdrucke

Graph. Kunstanstalt W. Schütz

München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

Werbung bringt Arbeit!

Bezieher-Werber
oder
Werberinnen

an allen Plätzen
bei gutem Verdienst
gesucht.

Verlag der „Jugend“
München 26

HEINLOTH & Co KDT-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Eine Anekdote des alten Cato

Von Dr. K. Dahms

Gellius, der Novellist, überliefert uns aus einer Rede des alten Cato eine köstliche Anekdote.

In der guten alten Zeit, als sich die Herren Senatoren noch von ihren unerwachsenen Söhnen in die Senatssitzungen begleiten ließen, beschloß man einstmal, über eine Angelegenheit am nächsten Tage weiter zu verhandeln. Bis nach erfolgter Abtimmung sollte die Sache geheim bleiben. Beinahe aber war es um das Geheimnis geschehen. Den jungen Papirius nämlich, der mit seinem Vater in der Sitzung gewesen war, befragt zu Hause seine Mutter, was man im Senat verhandelt habe. Das dürfe er nicht verraten, sagt der Junge, die Sache sei geheim. Nun wird die Dame natürlich erst recht heißhörig und läßt nicht nach, den Jungen zu drängen, er solle erzählen. Endlich weiß er sich nicht anders zu helfen, er erfindet ein Geschichtchen: man habe im Senat darüber verhandelt, ob es für das Vaterland nützlicher sei, daß ein Mann zwei Frauen habe, oder eine Frau zwei

Männer. Die Gnädige erbleicht und eilt zur Nachbarin. Am nächsten Tage begehrt eine Abordnung der Matronen Gehör beim Senat, sie bitten und flehen unter vielen Tränen, es solle lieber eine Frau zwei Männer haben, als ein Mann zwei Frauen. Die Senatoren glauben, Irre zu hören, und sind erschüttert ob der Wildheit der Weiber und ob ihrer ungläublichen Forderung. Da tritt Papirius, der Junge, an das Rednerpult und erklärt, wie ihm die Mutter zugezogen und was er ihr schließlich erzählt habe, um sie zu beruhigen. Man lacht, die Frauen gehen beschämt nach Hause, die Senatoren aber loben den Jungen und beschließen im übrigen, künftig sollten, außer Papirius, keine anderen Jungen mehr den Sitzungssaal betreten dürfen.

Liebe Jugend!

Der Bruchhuber überlegt scharf:
„Der Versicherung hab' ich so viel Geld
zahlt. — Steck i's Häußl selbst an, femas
mir an 'n Kragen. — Laß i's stehn, falls
von selber 'nsamm. — Der Kapit Jakob hat
eb' foa Quartier für'n Winter. — Nacha
denk i, wird's 's Best sei, i geb ihm an
Wink! —“

Der Freier

Dame: „Sie sind zu sehr dem Alkohol ergeben. Meinen Sie, daß ich die Frau eines Trinkers werden will? Sehen Sie nur mal in den Spiegel, wie Ihre Nase glüht.“

„Aber nur für Sie, gnädiges Fräulein!“



Moltmann

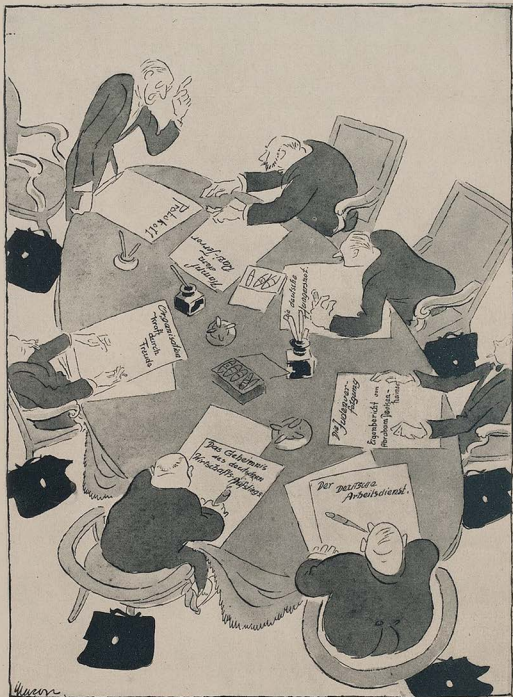
X-Strahlen

„Hast du schon gehört? Die dumme Pute, die Liesa, hat sich verlobt, sogar mit einem Röntgenologen.“

„Na, der sieht natürlich mehr in ihr, als alle andern!“

Es lebe die Demokratie!

Maxon



„Es ist notwendig meine Herren, daß wir zwei Sonderausschüsse gründen:
— der eine hat die Nazis zu bekämpfen — der andere aber hat ihnen alles nachzumachen.“